Spitzbergen ist der nördlichste Ort der Welt, an dem Menschen wohnen. Es gibt hier eine norwegische Siedlung – und eine russische. Jahrzehntelang pflegten sie gute Kontakte, man spielte gemeinsam Fußball und Theater. Seit Putins Angriff auf die Ukraine ist das vorbei. Ein Bericht aus einem sehr kalten Krieg

Von Nik Afanasjew, DIE ZEIT, 07.11.2024

Am frühen Nachmittag des 8. Mai hält mitten im Nordatlantik, mehr als 3.000 Kilometer von der Front des Ukrainekriegs entfernt, ein Boot auf eine schroffe Küstenlinie zu. Polarblau schimmernde Eisschollen gleiten vorbei, das Wasser wabert hin und her, an Land sind nur Felsen zu sehen, bis plötzlich Häuser auftauchen, schiefe Holzbauten zuerst, dann legohafte Wohnblocks.

Das Boot nimmt Kurs auf einen kleinen Hafen, wo ein stämmiger Mann angelaufen kommt und eine große Flagge durch die Luft zu schwenken beginnt. Sie hat drei breite Querstreifen. Weiß, Blau, Rot. Russland.

Das Boot legt an, etwa 50 Menschen gehen von Bord, die meisten sind Touristen aus Westeuropa, zu Besuch auf Spitzbergen, dem nördlichsten bewohnten Stück Land auf der Welt. Sie wollen sich Barentsburg ansehen, die russische Siedlung im Westen der Insel, in deren Mittelpunkt auf einem mannshohen Sockel eine Lenin-Büste steht und hinter der Büste eine mächtige Steintafel mit der Aufschrift: »Unser Ziel ist der Kommunismus!«

Der Mann mit der Flagge begrüßt einen der Passagiere, dann steigt er mit ihm auf ein Quad und braust davon. Ein Hafenarbeiter sagt, bei dem Mann handle es sich um den »Natschalnik«, den Vorsteher des Ortes. Ildar Newerow.

Zu einem Gespräch mit der ZEIT wird sich Newerow nicht bereit erklären, ein paar Stunden später aber tritt er öffentlich auf, im Kulturhaus von Barentsburg. Etwa 80 Männer und Frauen haben sich hier versammelt, sitzen auf Stühlen und Sofas. Für die Touristen mag dieser 8. Mai nur ein beliebiger Tag auf ihrer Arktis-Reise sein. Für die Menschen in Barentsburg aber ist es der Vortag des 9. Mai, des »Tags des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg«, an dem Russland alljährlich den Triumph über Nazi-Deutschland feiert.

Ein Mann tritt vor die Anwesenden und erklärt salbungsvoll, er wolle »der Helden gedenken«, also der damals siegreichen sowjetischen Soldaten. Nach und nach kommen nun andere Bewohnerinnen und Bewohner des Ortes nach vorne. Manche sagen, begleitet von klassischer Musik, Gedichte auf, andere huldigen ihren verstorbenen Vorfahren oder dem ewigen Ruhm der Sowjetunion. Ein junger Mann trägt eine Uniform der Kinder- und Jugendorganisation des russischen Verteidigungsministeriums, der Junarmija, mit einem großen Z am Oberarm, dem Symbol des Angriffskrieges gegen die Ukraine.

Schließlich ergreift Ildar Newerow das Wort. Er ist nicht nur Ortsvorsteher, sondern auch der Chef von Trust Arktikugol, dem russischen Staatsunternehmen, dem so ziemlich alles in Barentsburg gehört. Newerow trägt Anzug und Krawatte und am Revers das schwarz-orange gestreifte St.-Georgs-Band. Einst ein Zeichen der Erinnerung an den Sieg gegen Hitler, gilt es heute als Symbol für die Unterstützung der russischen Armee, auch und gerade in ihrem Krieg in der Ukraine. Newerow liest ein Gedicht vor, einen fiktiven Brief eines Weltkriegssoldaten, der um einen gefallenen Kameraden trauert. Der Brief ist an die Frau des Verstorbenen gerichtet, die, so der Vorwurf des Verfassers, ihren heldenhaften Mann zu dessen Lebzeiten nicht genug gewürdigt habe. Nun ist er tot und begraben. »Aber das ist Ihnen vermutlich gleichgültig?«, heißt es in dem Gedicht. Worte, die Newerow mit tiefer Stimme vorträgt und im Raum nachklingen lässt.

Die Flagge am Hafen. Die Siegesfeier. Das Z und das St.-Georgs-Band. Dies alles kann man als Merkmale des heutigen Russlands sehen. Als Alltag in einem militarisierten Land. Was diese Szenen so verwunderlich macht, ist der Ort, an dem sie stattfinden.

Spitzbergen gehört nicht zu Russland – sondern zu Norwegen.

35 Kilometer östlich von Barentsburg liegt eine andere, größere Siedlung mit dem Namen Longyearbyen. Sie hat 2.500 Einwohner und ist das Verwaltungszentrum der Insel. Der Chef der Verwaltung ist der Gouverneur von Svalbard, so heißt Spitzbergen auf Norwegisch, was wörtlich übersetzt »kühle Küste« bedeutet. Lars Fause ist 59 Jahre alt und empfängt in seinem Büro in einem Glasbau auf einem Hügel über der Siedlung, von wo aus der Blick weit über die Eiswüste reicht.

Fragt man Fause, wie das möglich sei, eine russische Siedlung auf norwegischem Staatsgebiet, steht er auf und geht zur Wand, wo er ein von einem Ledereinband zusammengehaltenes Schriftstück hängen hat. Es ist der Spitzbergenvertrag, die Grundlage des Zusammenlebens auf diesem Archipel, der aus mehr als 400 kleinen und großen Inseln besteht, von denen aber nur die größte, Spitzbergen, bewohnt ist, sie ist ungefähr so groß wie Baden-Württemberg.

1596 entdeckt, diente Spitzbergen jahrhundertelang als Stützpunkt für Wal-, Robben- und Bärenjäger. Niemand kam auf die Idee, in der ewigen Kälte dauerhafte Siedlungen zu errichten, bis man – irgendwann um das Jahr 1900 herum – auf Kohlevorkommen stieß. Bergbauunternehmen aus Norwegen, Russland, Schweden, England, den USA und anderen Ländern begannen mit der Förderung. Spitzbergen aber blieb weiterhin ein Niemandsland, staatenloses Gebiet, das keinem und jedem gehörte. Das änderte sich erst 1920 mit dem Spitzbergenvertrag, dem Papier, dessen Abschrift der Gouverneur Fause nun in der Hand hält. »Nach und nach haben mehrere Dutzend Länder diesen Vertrag unterzeichnet und damit anerkannt, dass Spitzbergen norwegisches Staatsgebiet ist«, sagt Fause.

Es steht allerdings noch etwas anderes, sehr Wichtiges in diesem Abkommen: Alle Vertragsstaaten haben ein Recht darauf, auf Spitzbergen Siedlungen zu errichten und Kohle abzubauen.

In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg war es neben Norwegen nur ein Land, das von diesem Recht Gebrauch machte: die Sowjetunion. So kam es, dass Europa zwar von einem Eisernen Vorhang durchzogen war, der die Staaten der Nato von denen des Warschauer Pakts trennte, aber gleichzeitig die Sowjetunion in Spitzbergen, also auf dem Gebiet des Nato-Staates Norwegen, eigene Ortschaften und Kohleminen unterhielt. Zwischenzeitlich stellten die Sowjets sogar die Mehrheit der Inselbevölkerung.

Nach dem Untergang der Sowjetunion verfielen fast alle der nun russischen Siedlungen auf Spitzbergen. Barentsburg mit seinen heute 300 Einwohnern und einem Bergwerk aber konnte sich halten. Und so wie in den Neunzigerjahren Europa zusammenwuchs, näherten sich auch das russische Barentsburg und das norwegische Longyearbyen einander an. Es sind zwei Dörfer, zwischen denen es keine Straße gibt. Aber die Menschen besuchten sich trotzdem, im Winter per Schneemobil, im Sommer per Schiff. Sie spielten Schach und Fußball, tranken in unendlichen Polarnächten selbst gebrautes Bier miteinander, veranstalteten Theaterabende. So wurde Spitzbergen zu einem Ort der Völkerverständigung.

Bis zum 24. Februar 2022, als Russland in der Ukraine einmarschierte. Seitdem ist Spitzbergen der nördlichste und wohl abwegigste Schauplatz im neuen Kalten Krieg zwischen Russland und dem Westen.

Nach Putins Angriff hat Norwegen alle gemeinsamen sportlichen und kulturellen Aktivitäten gestoppt. Die meisten norwegischen Reiseanbieter boykottieren Barentsburg. Moskau erklärte Norwegen im Gegenzug zu einem »sehr unfreundlichen Staat«. Während es dem Kreml bisher genügt hatte, die Siegesfeiern zum 9. Mai auf dem Festland abzuhalten, finden sie nun auch auf Spitzbergen statt. Zerstörte norwegische Unterseekabel, von denen niemand weiß, wer sie gekappt hat, sowie Enthüllungen über Geheimdienst-Verwicklungen russischer Regierungsvertreter auf Spitzbergen sorgen für zusätzliche Spannungen. Genau wie die russische Ankündigung, bald Direktflüge von Moskau nach Spitzbergen anzubieten, was eine Verletzung norwegischen Luftraums wäre.

Der Gouverneur Fause sagt, er oder einer seiner Mitarbeiter sei alle zwei Wochen in Barentsburg. Fauses Auftrag ist es, einerseits Stärke zu zeigen, den Konflikt aber andererseits nicht eskalieren zu lassen. So wie bei der Sache mit dem Kreuz.

Es geht um ein großes russisch-orthodoxes Holzkreuz. Die Russen haben es auf einem Hügel aufgestellt, außerhalb ihrer Siedlungsgrenze.

Fause hätte nun seine Macht demonstrieren und das Kreuz wieder abmontieren, womöglich sogar zerstören lassen können. Aber das hätte die Situation nur weiter aufgeheizt. Stattdessen habe er die Russen aufgefordert, das Kreuz wieder zu entfernen, was sie bisher aber abgelehnt hätten.

»Wir werden ja sehen, wie es ausgeht«, sagt Lars Fause.

Auf der Eisscholle liegt ein Walross. Es hebt den Kopf, dreht ihn ein wenig, dann wälzt es sich schwer und träge auf die andere Seite. Die meisten Passagiere auf dem Touristenboot bekommen davon nichts mit. Erst als die Reiseführerin um den Bug läuft und auf das Tier zeigt, schauen sie in die richtige Richtung, entdecken den Koloss auf dem Eis. Die Kameras klicken. Dann gleitet das Boot weiter durch das behäbige Wasser, und zwischen Felsspitzen, die sich wie monströse Dornen am Ufer erheben, leuchtet in weichem Orange die arktische Sonne auf. »Jedes Mal aufs Neue faszinierend«, sagt die Reiseführerin und strahlt.

Es ist ein norwegisches Reiseunternehmen mit Sitz in Longyearbyen, für das sie arbeitet, aber Katja Schtschipkowa, 35, ist Russin. Sie stammt aus der russischen Stadt Murmansk. Dort hat sie in einem Hotel gearbeitet, bis sie vor sechs Jahren eine Stellenausschreibung des Staatsunternehmens Trust Arktikugol für Spitzbergen sah. Sie sagt, das »Abenteuer am Ende der Welt« habe sie gereizt, obwohl sie eine Frostbeule sei. Sie bekam den Job, zog um nach Barentsburg und begleitete fortan Touristen auf Wandertouren durch die Polarlandschaft. Die meisten kamen aus Russland, aber viele auch aus Westeuropa, den USA, sogar Japaner und Chinesen waren dabei.

Zur großen Zäsur wurde für Katja Schtschipkowa ein Tag im Januar 2021. Damals war der russische Oppositionsführer Alexej Nawalny nach Russland zurückgekehrt. Monatelang hatte er sich in Deutschland von einem Giftanschlag erholt. Kaum war er in Moskau gelandet, wurde er festgenommen. In ganz Russland gab es

Proteste gegen Nawalnys Verhaftung, Polizisten prügelten auf friedliche Demonstranten ein.

In Barentsburg stellte sich die Reiseführerin Katja Schtschipkowa damals mit Gleichgesinnten für ein Foto auf. 16 Menschen in Wintermänteln, Schals, dicken Mützen mit Ohrenschützern, die im Schnee stehen und mit Handschuhen Zettel mit Buchstaben in die Luft halten, die zusammen eine Botschaft ergeben: »Russische Bürger dürfen demonstrieren. Warum schlagt ihr sie?«

Alle 16 sind, wie Katja Schtschipkowa, bei Trust Arktikugol angestellt. Sie veröffentlichen das Bild in den sozialen Netzwerken. Als Reaktion darauf wird ihr Vorgesetzter entlassen, da er offenbar seine Leute nicht im Griff hat. Für Katja Schtschipkowa und einige andere ist dies der Moment zu gehen. Sie siedeln von Barentsburg nach Longyearbyen über.

Nirgendwo ist es so einfach, Russland zu verlassen, wie auf Spitzbergen. Auch dies ist eine Besonderheit der Insel. Katja Schtschipkowa benötigte kein Visum, zwischen der russischen und der norwegischen Siedlung gibt es keine Grenzkontrollen. Schtschipkowa musste sich nur in Longyearbyen eine Wohnung suchen. Dann konnte sie ihre Sachen packen und auf das Schiff steigen, das mehrmals pro Woche in Barentsburg ablegt.

Im vergangenen März ist Katja Schtschipkowa noch einmal nach Barentsburg zurückgekehrt. In Russland stand die Präsidentschaftswahl an, und als russische Staatsbürgerin wollte sie ihre Stimme abgeben, erzählt sie. Das Meer war noch zugefroren, der Schiffsverkehr eingestellt. Also brach sie gemeinsam mit vier Landsleuten bei 25 Grad unter null mit dem Schneemobil auf, begleitet von zwei norwegischen Freunden. In Barentsburg angekommen, seien sie von Unbekannten in Schwarz verfolgt und gefilmt worden. Erst nach langem Warten hätten sie Zutritt zum Wahllokal erhalten. »Und die Umschläge mit den Wahlzetteln waren durchsichtig, damit jeder sehen konnte, was du wählst – das war so unglaublich dreist«, sagt Katja Schtschipkowa. Trotzdem stimmte sie gegen Putin.

Nach sieben Stunden auf dem Wasser läuft das Touristenboot wieder in den Hafen von Longyearbyen ein. Die Passagiere haben viele Papageientaucher und mehrere

Belugawale gesehen. Katja Schtschipkowa sagt, sie möge ihr neues Leben in Norwegen. Barentsburg, ihr tiefgefrorener ehemaliger Heimatort, habe sich dagegen an jenem Märztag nicht nur angefühlt wie das Ende der Welt, sondern »wie ein anderer Planet«.

Es wird wärmer an der kühlen Küste. Die Thermometer in den Forschungsstationen zeigen es an. Im Winter fallen die Temperaturen weniger tief als früher, im Sommer steigen sie so hoch wie nie. Besonders warm war es im Sommer vor vier Jahren. 25. Juli 2020, der Norwegische Wetterdienst meldet: 21,7 Grad auf Spitzbergen. Die Menschen in Longyearbyen laufen in T-Shirts durch die Straßen, sie sitzen in der Sonne. Und im Bergwerk steigt das Wasser.

Erst am nächsten Tag fällt es auf, erst dann verbreitet sich die Nachricht: Die Mine 7 ist vollgelaufen, die letzte Kohlemine, die Norwegen auf Spitzbergen noch betreibt. Das Wasser kommt vom Gletscher oberhalb der Mine, der Gletscher schmilzt, von Sommer zu Sommer mehr.

Man kann darin eine ironische Wendung der Geschichte sehen, oder auch eine Laune des Schicksals. Die Kohle war der Grund, dass sich Norweger und Russen einst hier niedergelassen haben. Jahrzehntelang hat die Kohle aus Spitzbergen mitgeholfen, Häuser zu beheizen und Kraftwerke zu befeuern. Die Kohle verwandelte sich in Treibhausgase, und nun ist es Spitzbergen, das den Klimawandel besonders stark zu spüren bekommt. In der Arktis sind die Temperaturen in den vergangenen 40 Jahren sechsmal so stark gestiegen wie im globalen Durchschnitt. Weshalb Naturschützer immer wieder fordern, die Menschen sollten sich aus Spitzbergen zurückziehen und die Insel endlich in Ruhe lassen.

Das aber dürfte kaum geschehen. Zwar lohnt sich der Kohlebergbau auf Spitzbergen fast nicht mehr. Zu tief liegen die Vorkommen unter der Erde. Zu teuer ist es, die Bergleute vom Festland aus zu versorgen. Aber da ist auch noch das Geschäft mit den Touristen. Und vor allem: die geografische Lage. Die russische Kola-Halbinsel ist nicht weit von Spitzbergen entfernt. Dort, in Murmansk, der Heimatstadt der Reiseführerin Katja Schtschipkowa, liegt die russische Nordmeerflotte im Hafen, mit ihren U-Booten und Atomraketen, die

in der Militärstrategie des Kreml eine wichtige Rolle spielt. In Barentsburg ist deshalb selbst ein Borschtsch im Hotelrestaurant politisch, weil jeder bei Trust Arktigukol angestellte Kellner dafür sorgt, dass Russland auf dieser strategisch so wichtigen Insel präsent bleibt.

Seit Beginn des Ukrainekriegs versucht Moskau, seinen Einfluss auf Spitzbergen auszuweiten. Nicht nur der Spitzbergenvertrag wird bemüht, um eigene Interessen zu legitimieren, sondern auch das Narrativ, wonach Russen die eigentlichen Entdecker Spitzbergens gewesen seien und nicht der Niederländer Willem Barents, nach dem Barentsburg benannt ist. In Wahrheit, so die Behauptung, hätten Pomoren, russische Jäger und Siedler, als Erste die Insel betreten und als Erste dort überwintert.

Ende Mai, wenige Tage nach der Fahrt mit Katja Schtschipkowa auf dem Touristenboot, veröffentlicht die norwegische Regierung ein Strategiepapier, in dem sie beschreibt, wohin sich Spitzbergen in den kommenden Jahren entwickeln soll. Verkürzt auf einen Satz lautet das Ziel: Spitzbergen soll norwegischer werden. Oslo will mehr Bürgerinnen und Bürger dazu bringen, sich auf der Insel niederzulassen. Touristen aus Russland hingegen soll künftig die Einreise verweigert werden. Außerdem macht die Regierung klar, dass die Universitäts-Außenstelle in Longyearbyen die einzige derartige Einrichtung auf der Inselgruppe sein soll.

Scheinbar unbeeindruckt davon treibt Moskau die Planungen für ein eigenes Wissenschaftszentrum auf Spitzbergen voran. Dort sollen neben Russen auch Forscher aus Ländern arbeiten, die Moskau freundlich gesinnt sind, zum Beispiel aus China und dem Iran.

An einem Vormittag im August hält mitten im Nordatlantik ein Boot auf eine schroffe Küstenlinie zu. Das Eis des langen Winters ist geschmolzen, die Sonne steht hoch am Himmel, am Ufer taucht ein Dorf auf, es heißt wie der Berg, an dessen Fuß es liegt, und der Berg heißt, wie er aussieht: Pyramiden. Ein 970 Meter hohes Dreieck über dem Meer.

Pyramiden war einst ein sowjetisches Musterdorf mit mehr als 1.000 Einwohnern, einer Kohlemine, einem Schwimmbad und einem Kino. In Gewächshäusern gediehen Gurken und Tomaten – in einer Umgebung, in der nicht einmal Gras von alleine wächst.

1998 wurde die Siedlung offiziell aufgegeben. Heute betreiben ein paar Dutzend Angestellte von Trust Arktikugol im Sommer ein Hotel. Sie führen Touristen herum, die sich hier auf eine Art Zeitreise in die Sowjetunion begeben. Ihre Siedlung wird vom nahe gelegenen Barentsburg aus verwaltet und mit Lebensmitteln und Kohle versorgt.

An diesem Augusttag steht ein Mann mit graubrauner Arbeiterkluft und von Kohlenstaub schwarzen Händen am Anleger, als das Touristenboot festmacht. Der Reiseleiter geht von Bord, über der Schulter ein Gewehr, so wie es Vorschrift ist wegen der ständigen Bedrohung durch Eisbären. Der Mann spricht ihn an, weist darauf hin, dass sich keine Patrone im Lauf befinden dürfe, das sei gefährlich.

»Ist gut, Jochen, reg dich ab«, sagt der Reiseführer auf Russisch.

Die beiden streiten noch ein wenig, der Mann gestikuliert wild, dann führt der Reiseführer seine Gruppe hinüber zu einem alten sowjetischen Bus, um ins Dorf zu fahren.

Der Mann am Anleger stellt sich als Jochen Möning vor, 52 Jahre alt, aufgewachsen in der DDR, geboren als Sohn deutscher Eltern in der ukrainischen Großstadt Kramatorsk in der Provinz Donezk, »also eigentlich in Russland«, sagt er und zündet sich mit seinen schwarzen Fingern eine selbst gedrehte Zigarette an. Möning trägt eine tarnfarbene Kappe mit dem Wappen der selbst ernannten Volksrepublik Donezk, die im Krieg auf der Seite Russlands steht. »Bald wird sie auch wieder Russland sein!«, sagt Möning, der Russisch mit deutschem Akzent spricht und Deutsch mit russischem Akzent.

Wo er sich zu Hause fühle? In Russland? In Deutschland? »Genau hier, in Pyramiden«, sagt Möning. Ursprünglich Bauarbeiter, lebt er seit 27 Jahren, mit Unterbrechungen, auf Spitzbergen. Warum er einst hierherkam, wisse er selbst nicht mehr genau, sagt er. Es seien damals eben Männer gesucht worden, die anpacken können, und er habe keine anderen Pläne gehabt. Ein paar Jahre habe er auch in Longyearbyen gewohnt und, wie er sagt, »Datschen für reiche Norweger« gebaut. Damals, vor dem Krieg.

Es gibt wenig, was der russische Arbeiter Jochen Möning und die russische Reiseführerin Katja Schtschipkowa gemeinsam haben. Sie würde sich wünschen, dass

ihr Heimatland sich in Richtung Westen öffnet, dass es liberaler, pluralistischer und demokratischer wird. Er fühlt sich noch immer der Sowjetunion verpflichtet und schätzt an Russland, dass es stark und mächtig ist und mit harter Hand regiert wird. Sie verurteilt den Überfall auf die Ukraine. Er begrüßt ihn als notwendiges Mittel, verlorenes Gebiet zurückzuerobern.

Und doch ist da etwas, das die beiden miteinander verbindet, etwas, das den meisten Bewohnern Spitzbergens eigen ist, egal ob jung oder alt, Männer oder Frauen, Norweger oder Russen. Es ist die Faszination für dieses eisige Stück Land im Meer, auf dem im Winter monatelang Nacht herrscht und dafür im kurzen Sommer die Tage nie enden. In der die Natur kraftvoller und gewaltiger zu sein scheint als anderswo auf der Erde. Spitzbergen, das ist auch ein Ort, der Sonderlinge anzieht, Menschen, denen die Welt von ihrem Rand aus betrachtet besser gefällt. »Ich habe versucht, hier wegzugehen«, sagt Jochen Möning, »aber Pyramiden hält mich fest.«

Möning hat hier einmal einen ganzen Winter in Einsamkeit verbracht. Kurz vor der Jahrtausendwende war das. Russland war pleite, die Kohle lohnte sich nicht mehr, also sollte Pyramiden aufgegeben werden. Die russischen Verwalter suchten jemanden, der den Winter über auf den Ort aufpassen würde, um ihn vor Plünderern zu schützen. Jochen Möning war der Einzige, der dazu bereit war, diesen Job alleine zu übernehmen. Er erzählt, wie er an einem jener Wintertage einem Eisbären gegenüberstand, vielleicht fünf Meter entfernt, das Gewehr in der Hand. Eine Weile hätten sie sich beide angestarrt, der Bär und er, sagt Möning. »Er ist dann weg, und ich auch, wir wollten wohl beide leben.« Möning läuft jetzt durch das Dorf, eine Ansammlung leerer Sowjetbauten vor Bergen und Schneefeldern. Vor drei Monaten, am 9. Mai, dem Tag des Sieges, hatten sich 60 Bewohner von Barentsburg, unter ihnen der Ortsvorsteher Ildar Neverow, mit dem Hubschrauber hierherbringen lassen. Wieder trugen sie Gedichte vor. Mit Fotos verstorbener Weltkriegssoldaten zogen sie durch die Straßen und ließen sich filmen. Der Bericht über den »nördlichsten Gedenkmarsch der Welt« lief in den russischen Hauptnachrichten.

In Pyramiden hängen nicht nur russische, sondern auch sowjetische Flaggen an den Fahnenmasten. Auch hier blickt ein steinerner Lenin zuversichtlich in eine kommunistische Vergangenheit. Nicht weit davon steht der alte, von der arktischen

Kälte konservierte Kulturpalast, wo die wenigen Einheimischen sich an manchen Sommerabenden alte Filme anschauen, sowjetische Klassiker wie Kin-dsa-dsa!, eine Science-Fiction-Satire, in der zwei Sowjetbürger unversehens in einer fremden, kapitalistisch anmutenden Galaxie landen. Und während draußen in der taghellen Nacht unaufhörlich die Möwen kreischen, erklärt drinnen auf der Leinwand eine der beiden Hauptfiguren, scheinbar verloren in extraterrestrischer Wüste, warum eine Kurskorrektur keinen Sinn habe: »Wir haben einmal eine Richtung eingeschlagen, und dabei bleiben wir!«

Spricht man mit den Bewohnern von Pyramiden über den Riss, der sich seit Kriegsbeginn durch Spitzbergen zieht, über den neuen Kalten Krieg im ewigen Eis, dann hört man ähnliche Geschichten wie im norwegischen Longyearbyen, nur aus anderer Perspektive. Zum Beispiel bei der Sache mit dem orthodoxen Holzkreuz, das auf einem Hügel über Pyramiden steht, vom Hafen aus kann man es sehen. Die Russen hier erzählen amüsiert, dass damals eigens ein Geistlicher vom Festland für ein paar Tage angereist sei. Der habe am Abend bevor er das Kreuz weihen sollte aber zu viel getrunken und seine Gebetsschnur verloren. Die wurde dann hektisch gesucht und erst in letzter Sekunde gefunden.

Die Norweger empfinden das Kreuz trotzdem als Provokation. Der Gouverneur Lars Fause hatte im Mai erzählt, dass er die Russen aufgefordert habe, es wieder zu entfernen. Jetzt steht das Kreuz immer noch da. Warum auch nicht, sagen die Bewohner von Pyramiden. Man habe das Kreuz selbstverständlich innerhalb der Siedlungsgrenzen errichten wollen, am Ende habe man sich wohl verschätzt. Aber müsse man es wegen der paar Meter wieder abmontieren?

Jochen Möning hat sich auf ein altes, verbeultes Wasserrohr gesetzt. Wegen des Permafrosts, des dauerhaft gefrorenen Bodens, sind die Rohre hier oberirdisch verlegt. Möning erzählt jetzt von seiner Frau. Sie wohnt auf dem Festland. Aber sie hat es nicht geschafft, ihn dauerhaft aus Spitzbergen zurückzuholen, nun seien sie getrennt. Sie stamme, sagt er, aus dem in diesen Monaten heftig umkämpften Grenzgebiet zwischen der Ukraine und Russland. Genau wie er selbst. Und doch blicke sie ganz anders auf diesen Krieg. »Sie ist proukrainisch«, sagt Möning. »Wir stehen auf verschiedenen Seiten der Barrikaden.«

Dann kommt plötzlich ein Panzer angeflogen. Es ist ein Kettenfahrzeug vom Typ GAZ-71, erstmals hergestellt 1967, als in der Sowjetunion ein Mann namens Leonid Breschnew als Staats- und Parteichef den Kalten Krieg gegen den Westen führte. Ein Fahrzeug, das dafür gebaut ist, Flüsse, Sümpfe und Schneefelder zu durchfahren, um Truppen zu transportieren oder Verwundete zu bergen. Einst vom Festland mit dem Schiff nach Spitzbergen gebracht, hebt an diesem Augusttag in Barentsburg ein Kran das Museumsstück auf ein Podest aus Schotter, damit die Touristen dieses Relikt sowjetischer Ingenieurskunst bewundern können. Auf Spitzbergen wird der Unterschied zwischen Russland und der Sowjetunion immer wieder verwischt.

Barentsburg definiert sich selbst nach wie vor als Kohlesiedlung. Eine Mine gibt es noch. Jeden Tag fahren die Bergarbeiter in die Tiefe. Mit ihnen ins Gespräch zu kommen, ist nicht einfach, keiner will seinen Namen nennen, und doch ist bemerkenswert, was sie erzählen. Die Vorkommen seien fast erschöpft, sagen sie. Nur noch ein paar Jahre, dann habe man die letzte Kohle aus dem Berg geholt, theoretisch. Tatsächlich aber sei es so, dass nur noch 20 bis 30 Mann wirklich unter Tage arbeiten würden. Die Kohle werde absichtlich langsam abgebaut, die Mine solle möglichst lange am Leben gehalten werden.

Der wahrscheinliche Grund dafür: Der Kohleabbau gibt Russland gemäß den Regelungen des Spitzbergenvertrages das Recht, Siedlungen auf der Insel zu erhalten und in der Arktis weiterhin präsent zu sein.

Im Kulturhaus von Barentsburg, in dem im Mai die Gedenkfeier zum Kriegsende stattfand, steht an einem Sommerabend ein 35-jähriger Mann in schwarzer Robe, der nicht so recht zu der Hammer-und-Sichel-Ästhetik des Ortes passen will. Er heißt Jewgeni Swoks und empfängt in der im Kulturhaus eingerichteten Kapelle, neben fein geschnitzten Ikonen und einer Bücherwand, unter anderem mit Werken über das Leben des Patriarchen Kyrill, des Oberhaupts der russisch-orthodoxen Kirche. Kyrill ist ein vehementer Unterstützer Wladimir Putins und Befürworter des Kriegs gegen die Ukraine.

Swoks spricht im Gottesdienst über die spirituelle Krise Europas, wie er es nennt. Diese, so sagt er, sei zum Beispiel während der Eröffnungszeremonie der Olympischen

Spiele in Paris zutage getreten. Dort sei eine Aufführung des letzten Abendmahls als queere Party inszeniert worden. Die Migration, sagt Swoks, sorge dafür, dass Europa seine Kultur verliere, das lasse die Menschen verloren zurück.

Swoks ist erst vor einem Monat nach Spitzbergen gekommen, und schon die Tatsache, dass er hier ist, zeigt, dass Moskau der Insel im Polarmeer eine Bedeutung gibt, die sie früher nicht hatte. Denn Swoks ist der erste russische Priester überhaupt, der permanent nach Barentsburg entsandt wurde. Seit einem Monat ist er nun auf Spitzbergen, er sagt, er schätze die erbauliche spirituelle Stille auf der Insel. Das Staatsunternehmen Trust Arktikugol habe um geistlichen Beistand gebeten – »deshalb bin ich hier«. Swoks hat jetzt die Robe abgelegt und einen Kapuzenpulli übergezogen, »wie ein Hipster«, sagt er, während er in der kleinen Bibliothek von Barentsburg sitzt. Er hat auch noch das Amt des Bibliothekars übernommen, was nicht untypisch ist für Spitzbergen, viele Menschen hier führen mehrere Leben.

Spricht man den Priester auf den Krieg, die Ukraine und die Regierung in Moskau an, verschränkt er die Arme und schweigt freundlich. Schließlich sagt er: »Russland ist nicht perfekt, auch dort passiert Veränderung. Aber sie erfolgt langsam genug, damit Menschen mit ihr umgehen können.«

Auf jenem mehr als drei Jahre alten Protestfoto, das die Reiseführerin Katja Schtschipkowa mit 15 anderen Russen aus Barentsburg aufgenommen hat, ist auch ein junger Mann zu sehen, der namentlich nicht genannt werden will, er soll hier Sascha heißen. Sascha stammt aus einer russischen Großstadt, wie Katja, auch ihn hat die Faszination für den Norden nach Spitzbergen geführt, auch er hat in Barentsburg gelebt und als Reiseführer gearbeitet, und auch er hat aus Wut und aus Frust über das Regime in Moskau die Siedlung verlassen und ist nach Longyearbyen umgezogen.

Dort sitzt er jetzt fest.

Denn wenn Sascha von Spitzbergen auf das norwegische Festland reisen will und von dort vielleicht weiter in ein anderes europäisches Land, kann er nicht einfach ins Flugzeug steigen, obwohl es in Longyearbyen einen Flughafen gibt, von dem aus jeden Tag Maschinen nach Oslo und Tromsø starten. Sascha befindet sich zwar bereits auf norwegischem Staatsgebiet, er würde also von Norwegen nach Norwegen fliegen,

trotzdem benötigt er ein Visum. Auch das gehört zu den für Spitzbergen geltenden Sonderregelungen. Die Insel ist nicht Teil des Schengen-Raumes.

Um ein Visum zu erhalten, braucht er wiederum einen gültigen Reisepass, und genau das ist das Problem. Saschas Pass ist abgelaufen. Er könnte ihn verlängern lassen, aber das geht nur in seiner alten Heimat. Dorthin aber möchte er nicht zurück. Aus Angst vor dem Regime. So ist Longyearbyen für ihn zu einer Art Käfig geworden.

Jetzt sitzt er in einem Restaurant in diesem Dorf, das er nicht verlassen kann, und sagt: »Ich bin von Norwegen schwer enttäuscht.« Lange Zeit hatten Nichtnorweger das Recht, bei den Kommunalwahlen in Longyearbyen mitzustimmen. Nach dem russischen Angriff auf die Ukraine aber hat die Regierung in Oslo im Sommer 2022 beschlossen, das Wahlrecht nur noch Norwegern oder solchen Ausländern zuzugestehen, die für mindestens drei Jahre auf dem norwegischen Festland gewohnt haben. Zudem hat sie fast alle Wohnhäuser in Longyearbyen gekauft und vergibt Wohnungen vorwiegend an norwegische Staatsbedienstete. Ausländer fühlen sich benachteiligt und immer mehr von der Insel verdrängt.

Zwar werden Russen aus Barentsburg, die ihre Heimat verlassen wollen, weiterhin nicht davon abgehalten, nach Longyearbyen zu ziehen. Aber wie sollen sie das tun, wenn sie dort nur schwer Wohnung und Arbeit finden?

Es ist schon bemerkenswert, was der weit entfernte Krieg mit dieser Insel gemacht hat. Das russische Barentsburg wird gleichzeitig kommunistischer und religiöser. Das norwegische Longyearbyen will freiheitliche westliche Werte verteidigen, wird dafür aber immer engstirniger. In der Arktis scheinen sich die Dinge manchmal in ihr Gegenteil zu verkehren.

In dem Glasbau in Longyearbyen, in dem auch der Gouverneur sein Büro hat, hat John Fitje Hoffmann an einem Besprechungstisch Platz genommen.
Hoffmann ist Berater des Gouverneurs von Spitzbergen, auch das verrät viel über die Bedeutung dieser Insel. Wo gibt es das schon, dass der Verwaltungschef einer Gemeinde mit nicht einmal 3.000 Menschen einen eigenen Berater hat.
Hoffmann ist vor allem zuständig für Sicherheitsfragen.

Angesprochen auf die Norwegisierung Spitzbergens, sagt Hoffmann: »Das hier ist kein internationales Gebiet. Es ist Norwegen.«

Warum das kommunale Wahlrecht für Ausländer abgeschafft wurde? Warum Norweger bei der Vergabe von Wohnungen bevorzugt werden? »Wir brauchen eine bessere Übersicht über Spitzbergen. Nennen Sie es Kontrolle, wenn Sie wollen.«

Das orthodoxe Holzkreuz über Pyramiden? »Eigentlich ein religiöses Symbol. Nur hat es leider eine militarisierte Lesart bekommen.«

Im Herbst nimmt Ildar Newerow, der Vorsteher von Barentsburg und Chef von Trust Arktikugol, am Östlichen Wirtschaftsforum in Wladiwostok teil, wo er weitere Pläne für die Arktis vorstellt. Da sich die regelmäßige Flugverbindung zwischen Moskau und dem Archipel gerade schwerlich realisieren lasse, solle nun bald eine regelmäßige Schiffspassage eingerichtet werden, das sei leichter, da auf dieser Route ja ohnehin Kohleschiffe verkehrten und keine Visa benötigt würden. Schon im kommenden Jahr solle jeder Russe Spitzbergen als Tourist besuchen können. Außerdem werde das Wissenschaftszentrum sicher gebaut. Es soll auf Spitzbergen eine Zentrale und diverse Außenstellen unterhalten, in mehreren ehemals blühenden, heute aufgegebenen und konservierten sowjetischen Bergbaustädten. Russland breitet sich wieder auf Spitzbergen aus, lautet die Botschaft.

Anfang November steht über Pyramiden noch immer das orthodoxe Holzkreuz. Die Russen haben es nur ein wenig versetzt, es befindet sich jetzt innerhalb der Siedlungsgrenzen.